

Nr. 242. | Bromberg, den 6. November | 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard**.

Copyright bei Drei Masken Verlag, Berlin, München, Wien.

(13. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling ist auf dem Friedhof der alten Pariser Schiffe angelangt. Nichts ist trauriger, als diese unbeweglichen und verlassenen alten Wracks, die einst so lustig und belebt wie menschliche Körper in den rhythmischen Stößen ihrer Maschinen vibrierten. Diese feinen Schiffe hatten einmal, gelenkig wie die Windhunde und überfüllt von lärmenden Menschenmengen, Paris vom Pont d'Auteuil bis Charenton durchquert. Oder sie waren an Sonntagsausflügen durch strahlenden Frühlingsmorgen die Seine hinab bis zu einem blühenden, von Singen und Lachen widerhallenden Meudon gefahren.

Heute aber nagt der Rost an ihren Wänden, er zerbröckelt die Blendungen, frißt an den Rauchfängen, wirft die eisernen Geländer die eingestürzten Treppen hinunter. Der Regen hat die Parkettböden aufgetrieben, das Linoleum faulen lassen; über die Bänke zieht sich Schimmel. Eine allzu heiße Sonne hat die rotgestreiften Zelte verbrannt, die Farben zerstört, und die zerfetzten Lumpen, die nun an den Gestellen hängen, sehen aus wie düstere Schiffsbehänge. Der Luftzug hat die gebleichten Vorhänge aus den fensterlosen Luken gezerrt wie verzweifelte Flaggen.

Manchmal, wenn die Schleppdampfer, angehängt an lange Züge von Pinassen, vorüberziehen, werfen die fächerartigen Wogen, die sie hinterlassen, sich schnaubend gegen die faulenden Gerippe und schleudern sie, als wären sie nicht würdig, noch länger zu schwimmen, an die Böschung.

Dann hört man noch lange, bis die letzte Welle sich auf dem Wasserspiegel verwischt hat, das Knirschen der gestürmten Planken, die noch widerstehen, und der abgenutzten Bretter, die ein einziger Anstoß auseinandertreibt; das Schreien der schweren, plötzlich angespannten Ketten und das Stöhnen der geschaukelten Taue.

So jammern Tag und Nacht mit menschlichen Stimmen die sterbenden Wracks auf dem alten Pariser Schiffsfriedhof . . .

Bernier hat eine lange Planke aus dem Gras aufgehoben. Er wirft das eine Ende an das Deck des letzten Schiffes in der Reihe, um so eine Verbindung mit dem Land zu schaffen.

„Komm, Boubou! . . . Gib mir die Hand!"

„Werden wir auch nicht ins Wasser fallen, Pap?"

„Hab keine Angst! . . . Ich halte dich."

„Oh, wie das wackelt . . . ich fürchte mich! . . . Du, Pap, ist es da tief?"

Alle beide gehen nun langsam und vorsichtig auf der wurmstichigen Planke hinüber. Es ist, als zerbröckle sie unter ihren Füßen. Sie biegt sich beunruhigend tief unter dem Gewicht ihrer Körper.

Sie kommen aber glücklich an Bord . . .

Bernier zieht die Planke an sich heran und versteckt sie bei der Schiffsverschanzung. Dann wirft er einen langen Blick um sich . . . Niemand ist an dem Ufer. Niemand auf der Straße, die die Zone und das Flugfeld von Issy entlang läuft. Und neuerliche Hoffnung belebt sein ermattetes Herz.

Niemand! . . .

Nur noch ein paar Stunden Tag und dann umhüllt ihn die Nacht, um ihn besser zu verstecken, mit ihren dunklen Flügeln. Nur noch ein paar Stunden und dann kommt das Boot! . . .

Wie ruhig es ringsum ist . . .

„Boubou . . . komm rasch . . . wir müssen uns verstecken!"

„Verkriech dich im Innern, dort, wo einmal die Maschinen waren", hat Herr Ferdinand gesagt.

Bernier suchte die Stiege. Es gibt keine Stiege mehr, nur ein chaotisches Durcheinander von eingestürzten und zerbrochenen Stufen und von verbogenen Geländern.

„Rutsch hinunter, Boubou!"

„Aber da sind Nägel und die zerreißen mein Kleid!"

„Dann wart . . . so . . . jetzt geht es . . . so rutsch doch schon . . . Ich komm dir nach."

Noch einen letzten Blick wirft der Verfolgte um sich, ehe er sich in den dunklen Wanst des alten Schiffes stürzt.

„Nun, es geht ja alles gut! Kein Mensch ist zu sehen . . . Die Polizei hat seine Fährte verloren. Heut abend unterstützen die Genossen der Kette seine Flucht und in vier Tagen ist er frei — für immer frei!

Frei!

Herr Piérout sitzt zusammengekauert hinter einem Faß versteckt . . .

Dieser zweite Sherlock Holmes überlegt: . . . Es wäre wohl verfrüht, denkt er, den entsetzlichen Sträfling auf der Stelle zu verhaften, wenn er — nämlich, er, Piérout, ganz allein mit seinem Flair — seine Hand auf die ganze Verbrecherbande, deren Existenz er errät, legen will. Er hat jetzt einen unter Beobachtung. Durch ihn wird er nun auch die anderen kennen lernen. Um so mehr, als Bernier ihm nicht mehr entgehen kann. Hat er sich doch eben selbst auf diesem von Wasser umgebenen Wrack, das er nur langsam und unter Schwierigkeiten auf einem schmalen und gefährlichen Steg verlassen kann, gefangen gesetzt.

Mann und Kind sind im Innern des alten Schiffes verschwunden. Piérout springt lebhaft auf und kehrt durch seinen verwüsteten Garten wieder auf die Straße von Issy, zu der Zollstation und zu seinem Stuhl zurück. Hier kann er, ungefähr dreißig Meter vom Fluß entfernt, ohne etwas zu sagen und scheinbar ganz gleichgültig das Kommen und Gehen des Sträflings auf dem Schiff beobachten. Um sechs Uhr abends löst ihn dann sein Stellvertreter für die Nacht ab. Dann wird er zurückkehren, sich im Dunkel niederkauern und mit kühnem Mut, Gewehr bei Hand, das weitere abwarten . . .

Zwölftes Kapitel.

Die beiden alten Damen in der Villa „Waldesruhe".

Die Villa „Waldesruhe" lag ziemlich weit entfernt vom Bahnhof von Chaville-Vélizy, in einsamer Gegend, am Waldrand von Meudon. Eine hohe graue Mauer, die mit Glassplittern und Flaschenscherben bestreut war, umschloß das Haus und den großen stillen Garten, in dem kein Baum wachsen durfte. Nicht ein einziger belaubter Wipfel ragte zitternd und neugierig über das düstere Gehege hinaus. Von der Straße aus konnte man nur das Dach des Hauses, ein trübseliges, mit Moos bewachsenes Schieferdach sehen. Kein Gitter, keine einzige Öffnung gewährte Einblick in das Innere der Mauer. Ein Tor aus Eichenholz, schwer, wie das Tor eines Gefangenenhauses, verbarg unter einer klümperigen Teerschicht seine Eisenbeschläge, während die

Stellen im Holz, die die Würmer mit der Zeit gefressen hatten, durch Flicken aus Blech ausgebessert waren.

Die alten Damen, Witwen, wie man sagte, lebten bereits eine beträchtliche Zahl von Jahren hier in der Einsamkeit. Sie sollten nun schon bald fünfzehn Jahre da wohnen. Sie gingen nie aus, außer an ganz hohen Feiertagen, an denen sie die Kirche besuchten. Der Pfarrer von Chaville kam für gewöhnlich jede Woche einmal auf Besuch. Sicher waren sie durch Alter oder Krankheit ganz an das Haus gebunden. Außer dem Geistlichen kam niemals jemand über die Schwelle der Villa „Waldesruhe". Nur daß der Arzt während eines Winters ausnahmsweise zweimal gekommen war. Sie erhielten nie einen Brief. Der Briefträger steckte nur regelmäßig jeden Nachmittag auf seinem Rundgang eine Zeitung, auf die eine von den beiden abonniert war, unter das Tor. Man schien sein Kommen zu erraten, denn hinten im Hof zog eine hastige Hand öfters die Zeitung an sich, so daß diese wie von selber hinein zu rutschen schien. Auf der Schleife der Zeitung stand die Adresse: Madame Malvinat — Chaville. Welche war nun Madame Malvinat? Die junge oder die alte? Diejenige, die erst ungefähr fünfzig Jahre alt war, oder die andere, die mindestens um fünfzehn Jahre älter war? Waren sie Schwestern? Niemand wußte es. Man hätte es vermuten können, denn sie waren immer gleich gekleidet. Immer in Schwarz. Sie hielten keine Dienerschaft. Die Laufburschen der verschiedenen Kaufleute vom Land, die jeden Morgen kamen, um Aufträge entgegenzunehmen, oder Waren abzuliefern, hatten immerhin bemerkt, daß es — was doch recht auffällig schien — fast immer die Alte war, die die Wirtschaft besorgte oder das Essen bereitete. Wenn sie die Tür zur Hälfte öffnete, um die Vorräte entgegenzunehmen, so hielt sie oft noch ein Gemüse, das sie eben schälte, in der Hand, oder sie wischte sich die roten, vom Abwaschwasser fettigen Hände an ihrer blauen Schürze ab.

Der Briefträger, der heute wie immer gegen Abend kam, steckte gewohnterweise die Zeitung unter das Eingangstor der Villa „Waldesruhe". Die ältere Frau, die, indem sie ihn erwartete, einen Kupferkessel an der Schwelle des Hauses putzte, war auch schon da, um das Blatt in Empfang zu nehmen.

Dann blieb er vor der Wohnung stehen, während sich ihr Rock in dem dichten hohen Gras verschob, das die Villa in einem weichen grünen Gürtel hermetisch umschloß und dessen überquellende Fülle Weg und Steg im Garten schon längst überwuchert hatte.

„Madame Malvinat", schrie sie.

Ein Fenster öffnete sich im ersten Stock. Die andere Dame in Schwarz beugte sich heraus. Ihr Gesicht war aschfahl, der Hals steckte tief in einem großen wollenen Schal.

„Was ist, Martine?"

„Die Zeitung, Madame!"

„Ah ja! . . . Du gibst sie mir, wenn du heraufkommst! . . . Bring auch die große Lampe aus dem Speisezimmer mit! . . . Es wird gleich dunkel."

„Gut, Madame."

„Und dann . . . bring auch noch meine Brille aus dem Nähkorb und die Arznei, die auf der Kredenz geblieben ist."

Die alte Martine, das Dienstmädchen, stellte den Kessel wieder an seinen Platz und trat gleich darauf mit der Zeitung, der Lampe, den Augengläsern und der Arznei bei ihrer Herrin ein. Frau Malvinat verließ nämlich, da sie herzleidend war, ihr Zimmer im ersten Stock so gut wie nie.

Die Zeitung, die sie einander täglich abwechselnd vorlasen, war für diese beiden von aller Welt Verbannten die einzige Freude. Sie bedeutete aber auch ungeheuer viel für sie. Sie lebten in tiefster Einsamkeit. Nichts umgab sie, als die Stille der Felder und die Stille des nahen Waldes; und dieser Wald hüllte sich noch dazu oft in einen wattedichten Nebel, als wollte er die Schreie seiner Tiere und den Gesang seiner Vögel vollends ersticken.

In dem grauen, kaum möblierten, eigentümlich düsteren Zimmer der Kranken, in dem Zimmer, das nach Wärmeflaschen und Äther roch und dessen andauernde Ruhe Tag und Nacht nur von Seufzern, Klagen und dem fieberhaften Ticken einer Weckuhr zu widerhallen schien; in diesem Zimmer tanzte nun täglich zur Stunde der Zeitungslektüre über die rostbefleckten Papiertapeten ein buntes Phantasiegebilde, das, wie ein kubistisches Bild Aufrufe und Gesichter, Länder und Tote, Könige, Boxer und Bolschewiken in wirrem Durcheinander zusammenwarf.

Die Stimme der Vorleserin zauberte in acht Aufnahmen das Bild des Präsidenten bei den großen Rennen in Longchamps hervor — Briand, wie er eben eine Rede hält — ein achtjähriges Kind, das von einem Autobus überfahren wurde — Mr. Lloyd George im Privatgespräch mit Poincaré — und den Helden des Feuilletons, den zugrundegegangenen Junker, den Grafen Xaintrailles de Pertuibeau, der besiegt und gebrochen zu Füßen der schönen Dora Lon, der niederträchtigen internationalen Spionin liegt.

Heute war die Reihe vorzulesen an Martine. Sie saß mit dem Rücken zum Fenster in einem Fauteuil neben dem Streckfessel der Kranken und fing an zu lesen. Sie ging dabei nach einer bestimmten Methode vor, begann mit dem Leitartikel, kam dann, den Spalten nach, zum Lokalbericht, den großen politischen Artikeln, den Sensationsnachrichten und den Neuigkeiten „In letzter Stunde". Sie las sogar die Börsenberichte, denn Madame Malvinat, die eine ziemlich große Summe in Geld und Wertpapieren im Innern eines Klaviers verwahrt hielt, interessierte sich auch dafür.

Martine hatte langsam, mit eintöniger, ein wenig stockender Stimme den Leitartikel über „Die französische Expansion in Marokko" und „Die Vorschläge eines sokratischen Spaziergängers" gelesen, als sie folgende Worte artikulierte: „Ein — entsprungener — Sträfling — aus — dem — Bagno, — der — von — der — Polizei — gesucht — wird, — flüchtet — am Tag — seiner Hochzeit." Da hielt sie plötzlich inne. Nur ihre Augen lasen weiter. Madame Malvinat schaute sie mit herabgezogenen Mundwinkeln erstaunt an. Martines Gesicht, das ganz unglaublich verrunzelt und gelb wie eine alte Kerze war, schien auf einmal noch kleiner zu werden. Und ihre Wangen wurden langsam immer gelber.

Martine ließ die Zeitung fallen, rang die Hände im Schoß und stammelte: „Ach, Madame! . . . Ach, Madame! . . . Ach! . . . Ach! . . ."

Sie schüttelte den Kopf und stöhnte wie unter einem alten Übel, das auf einmal wieder lebendig geworden war.

„Was ist denn? . . . Was? . . . fragte Madame Malvinat.

Martine keuchte, als würgte ein großes Schluchzen, das nicht hervorkonnte, ihr die Kehle und erstickte sie.

„So sag doch, Martine! . . . Was ist denn?"

Da endlich konnte die Alte weinen. Und sie schluchzte: „Er ist es . . . Ach Gott, Madame! . . . Er ist es."

„Er!"

Die Kranke hat sich plötzlich aufgerichtet, ihr Mund verzerrt sich in einem nervösen Krampf der Gesichtsmuskeln. Ihr falsches Gebiß fällt gelockert über die Unterlippe, so daß sie für einen Augenblick ein wildes Haifischmaul zu haben scheint. Dann wirft sie sich zurück, wühlt den Kopf in die Kissen und beginnt zu zittern, an allen Gliedern zu zittern, als wäre ihr auf einmal furchtbar kalt. Die Lippen schlagen welk und naß aufeinander.

Die Alte murmelte verstört: „Er ist es! . . . Er ist also nicht gestorben, dort unten . . . ist aus dem Bagno entsprungen, wie man erzählt hat . . . Ach, du allmächtiger Gott . . . er!"

Die Kranke röchelt: „Martine . . . aaah . . . Äther . . . Äther . . . Äther . . ."

Die Alte suchte das Fläschchen unter all den Arzneien auf dem Nachttisch, aber ihre aufgeregten Hände konnten den Stöpsel nicht herausziehen.

„Madame . . . ich zittere zu sehr . . ."

„Dann, Martine . . . rasch . . . das Fenster!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesetz der Njonja Siwa.

Skizze von Richard Nordhausen.

Leise und sanft, aber dennoch aufreizend floß Gamalan-Musik durch die kristallene Nacht, als käme sie, klanggewordener Würzduft des Urwaldes, aus mangroveüberspoinnenen Rieselbächen, aus Palmendickicht und Orchideengerank; als töne in ihr, von sehnsüchtigem Mondglanz überhaucht, Feuerschein ferner Vulkane. Radschahprinzessinnen gleich, ernst und keusch, durchsichtige Sarongs über den stolzen Brüsten, drehten sich die Tänzerinnen. Ganz gefangen von den Geheimnissen der Sumatranacht, die sich ihnen in aller düsteren Großartigkeit entschleiern wollte, lauschten die drei Abendländer.

„Nun, bedauern Sie noch, uns begleitet zu haben?" erkundigte sich Joe Allan mit überlegener Miene bei van Heutzt.

Rasch glitt ein Blick des Offiziers über Joes schöne Frau. „Geteilte Gefahr ist halbe Gefahr", wich er der Frage aus, „gewiß, auch mich fesselt die unheimlich märchenhafte Eigenart dieser Feier, aber wir sozusagen ansässigen Weißen halten es für klüger, nicht allzu tief in die Urwaldbräuche der Eingeborenen hinein zu schauen."

„Da müssen wir Ihnen ja recht unbesonnen vorkommen in unserem Erlebnisdrang", lächelte die schöne Frau.

„Der Resident hat Herrn Allans dringenden Wunsch nicht abschlagen mögen", versetzte der Leutnant gemessen. „Er weiß, was man einem so angesehenen Besucher unserer Insel schuldig ist, aber —"

„Aber ihn bangte um unser Wohlergehen", spottete Allan, „darum ließ er mich nicht allein mit meiner Frau hierher, sondern bestand darauf, daß wir Sie als Hüter mitnahmen. Sie sind ein tapferer Gefährte, Leutnant", fügte er gönnerhaft hinzu, „doch ich fürchte mich nicht und hätte den Ausflug ins Abenteuer auch ohne Sie unternommen. Weiß ich doch unter allen Umständen für mich selbst zu sorgen."

Van Heuszt sah in die Kokoswipfel hinauf, durch deren Schatten das Mondlicht glühend weiß rann, so daß die Wedel trotz der unbewegten Luft zu zittern schienen. „Hier ist alles verhext und seltsam, und europäischer Sinn täuscht sich über die Stille, hinter der die Dämonen lauern. Wer die Insel und ihre Menschen kennt, hat nie das Gefühl der Sicherheit."

„Ich fühle mich ganz sicher in Ihrem Schutz", sagte die junge Frau schlicht. Er neigte dankend das Haupt und schwieg.

„So gefällt mir's, gerade so." Joe Allan erhob seine ohnehin nicht gedämpfte Stimme. „Exotische Wunder wollten Evelyn und ich auf dieser Fahrt anstaunen. Unerhörtes, was sonst niemand aus Wallstreet vor Augen bekommt. Merkwürdiges, Wildes, von dem man nachher in seinen Mußestunden beim Whisky erzählen kann. Mit der üblichen Allerweltshochzeitsreise hätte man mich jagen können. Nicht wahr, Evelyn?" Er wartete ihre Antwort nicht ab. „Ich bin so froh, daß ich dem Residenten gegenüber auf meinem Willen bestand."

Neue Tänzerpaare waren jenseits der Gruppe gewaltiger Nagka-Bäume angetreten. Lebhafter wurde die Musik. Hoch und fein klang die Sroenai mit süßem Oboenton; die kleinen Gendanks schickten rasche Trommelwirbel. „Wir sitzen zu weit ab", stellte Allan fest, „ich pürsche mich näher heran, um den vollen Eindruck zu haben. Du erlaubst schon, Evelyn. Kommen Sie mit, Leutnant?"

Der wartete auf einen Wink Frau Evelyns. „Ich bleibe lieber hier", entschied sie. Und als er zögerte, fuhr sie heiter fort: „Achten Sie auf Joe, damit er keine Unvorsichtigkeit begeht." Der Leutnant gehorchte widerwillig.

Dröhnende Pochschläge der Dalangs, der gefürchteten Zauberer, erklangen. Plötzlich loderten Fackeln auf. Jünglinge und Mädchen wiegten sich in entfesseltem Tanz, streiften näher an Evelyn heran. Von dem phantastischen Schauspiel entzückt, selber Tanzunruhe in den Füßen, hatte sie sich hinter der Palmenriesin hervor gewagt. Da neigte sich ein schlanker Bursch vor ihr. Freundlich folgte sie der Einladung. Rasch hatte sie den Rhythmus der schnellen Bewegung erfaßt und tanzte mit Hingebung. Je länger sich die beiden drehten, desto einsamer wurde es um sie her. Alle anderen Paare sahen ihnen zu und brachen in begeisterte Zurufe aus. Gleichzeitig überboten sich die Musikanten an Wildheit. Der Lärm wurde ohrenzerreißend; schmetternde Jubelfanfaren jagten durch die Nacht. Evelyn fühlte, daß die Anstrengung sie ermüdete und bedeutete ihrem Partner, aufzuhören. Da riß er sie mit einem Ruck auf seine Schulter und rannte mit ihr davon. Das Getöse rundum schwoll zur Raserei an. Die verzweifelte Evelyn suchte sich des Dreisten zu erwehren, aber unbekümmert um ihren Zorn schleppte er sie eilends in die Dunkelheit hinein. Jetzt waren Joe und der Leutnant der ungewöhnlichen Wendung inne geworden; sie sprangen hinzu —, doch mit wildem Zornschrei, Speere und Dolche schwingend, stürzten die Batakker ihnen entgegen und hielten sie gewaltsam zurück. „Heil dem Königssohne! Heil seiner Erkorenen!" donnerten ihre Rufe.

Schon erschien der Häuptling im Gewühl. Aller wilde Pomp seiner Würde schmückte ihn. Van Heuszt, der sich ein wenig auf die Landessprache verstand, forderte Aufklärung.

„So wißt ihr nicht, daß dies die große Feier zu Ehren Njonja Siwas, der Göttin der Fruchtbarkeit, ist? Heute wählen unsere Jünglinge ihre Gattinnen. Jeder lädt zum Reigen die Frau, die er liebt. Tanzt sie mit ihm, so hat sie den Werber erhört."

Der Leutnant erblaßte bis in die Lippen. Er beschwor den Häuptling, flehte, ballte in ohnmächtiger Wut die Faust. Vergebens. Zum Revolver durfte er nicht greifen: Eisern streng war das Verbot der Regierung, die immer in Sorge vor schweren Aufständen schwebte, ihre sundanesischen Untertanen jemals zu reizen.

Als Joe Allan erfuhr, um was es ging, als er das Unfaßbare verstanden hatte, zog er Geld hervor, so viel er bei sich führte, versprach Himmel und Hölle, stieß grausige Drohungen aus und erreichte noch weniger als van Heuszt

Dann wurde er auffallend ruhig: „Wir müssen sofort nach Medan, Militär holen und das Gesindel mit Gewalt zur Vernunft bringen", zischte er dem Leutnant zu, „mein Auto steht bereit."

„Und Ihre Frau wollen Sie hier allein lassen?"

Joe Allan zuckte die Achseln. „Wissen Sie einen besseren Rat? Verlangen Sie, daß ich auch nur eine Sekunde bei der Mörderbande bleibe?"

„Tun Sie nach Belieben. Ich bleibe. Wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Mag kommen, was will." —

Der Resident schüttelte zu Joe Allans Bericht sorgenvoll das Haupt. „Ich habe Sie gewarnt. Sie wollten nicht auf mich hören. Die Batakker sind der unheimlichste Volksstamm auf der Insel und von unversöhnlicher Wut, wenn man an ihre uralten Kultbräuche rührt. Das ganze Land würde aufflammen."

„Also Sie weigern sich."

„Die Heirat hat nach dem religiösen Ritus der Batakker volle Gültigkeit. Aus triftigen politischen Gründen ist es für die Regierung unmöglich, sich einzumischen. Ich fürchte, Sie sehen Ihre Frau nie wieder."

„Sie ist selber daran schuld", brach Allan los, „sie hatte den verdammt närrischen Einfall mit der Reise in dies Land, sie beschwätzte mich. Sie. Nun gut, jetzt soll sie's auch ausbaden. Ich habe genug von Sumatra. Ich mache mich auf die Beine. Ich lasse mich von ihr scheiden."

Aufgebracht stelzte er davon. —

Zwei Tage später sah der Resident durch das tiefe Grün der Mangabäume vor dem Palast zwei Reiter daher sprengen. Er rieb sich die Augen. „Sie sind's!" murmelte er erstaunt. „Ich hielt beide für verloren. Und nun sind sie doch entwischt."

Van Heuszt führte Evelyn ins Gemach. Sie brach erschöpft auf dem Divan zusammen. „Hier ist mein Degen, Herr Gouverneur", sagte der Leutnant mit heiserer Stimme, „um die Dame zu befreien, habe ich mich vergangene Nacht in die Hütte des Sultanssohnes geschlichen und ihn töten müssen. Ich weiß, welche Folgen das nach sich zieht . . ."

„Privatmorde kreiden die Batakker der Regierung nicht an", erwiderte der Resident, „das werden Sie mit ihnen persönlich ausmachen. Meines Erachtens tun Sie gut daran, Leutnant, Sumatra sofort zu verlassen. Sie sind keinen Tag mehr Ihres Lebens sicher. Nach batakkischem Kultbrauch gelten Sie als dritter Gemahl der Dame, und das schärft die Dolche der Rächer noch."

Frau Evelyn erbleichte, dann überglühte tiefe Röte ihr Gesicht.

„Mein Mann, wo ist mein Mann?"

„Aller guten Dinge sind eben drei", fuhr der Resident trocken fort, „Herr Joe Allan hat mir gegenüber die Absicht ausgesprochen, sich von Ihnen scheiden zu lassen, gnädige Frau."

Frauen, die ihre eigenen Feinde sind.

Beobachtungen einer Nachdenklichen.

Die Kaufmannsfrau in dem kleinen sauberen Laden an der Ecke, wo ich meinen Hauptbedarf an Kolonialwaren zu decken pflege, habe ich anfangs aufrichtig bedauert. Sie schien mir wirklich eine Kreuzträgerin zu sein. Wie tüchtig und umsichtig stand sie ihrem Geschäft vor, immer freundlich, zuvorkommend, liebenswürdig, gefällig, so daß das Unternehmen sich zusehends hob. Viele Kundinnen sagten gleich mir, daß sie deshalb so gerne dort kauften, weil die Inhaberin so freundlich sei ,immer bereit, auf Extrawünsche oder besondere Bedürfnisse einzugehen. Dabei war diese tüchtige Geschäftsfrau auch eine vorzügliche Hausfrau. In ihrer Wohnung, in die man wohl gelegentlich einen Blick tat, blitzte und blinkte alles. Manchmal kam man gerade dazu, wenn sie das Essen für die Familie bereitete und konnte feststellen, daß die einfachen Gerichte gut und sorgfältig gekocht wurden. Und bis tief in die Nacht sorgte diese fleißige Frau für ihre Kinder, flickte, stopfte, wusch, plättete, damit die Söhne und Töchter, die teils noch in der Lehre, teils in Stellungen waren, das teure Geld für die Wäsche sparen konnten und immer anständig und sauber gekleidet waren. Was das heißen will, Kinder und einen Haushalt noch neben einem lebhaften Geschäftsbetrieb zu versorgen und in Ordnung zu halten, das kann nur die Frau ganz nachfühlen, die es selber durchgemacht hat. Manche „Spitzenleistung", mancher „Rekord" muß sich dagegen verkriechen. Es war aufrichtiger Respekt, der mich für diese Frau erfüllte, verbunden mit tiefem Mitleid, denn bei all' ihrer Arbeit, ihrem tapferen Lebenskampf war ihr nicht einmal als Entgelt und Ausgleich das Glück eines harmonischen Familienlebens beschieden. Oft und oft klagte sie mir ihr Leid, und ich war ihm gram, ohne ihn kaum je gesehen zu haben, diesem Manne, an dem sie so gar keinen Halt und keine Hilfe hatte,

der seinen Verdienst vertrank und verspielte und ihr nichts als böse Worte gab. Ich war ihnen auch gram, diesen Kindern, die sich kaum um die Mutter kümmerten; die zwar ihre Hilfsbereitschaft und Unermüdlichkeit hinnahmen und sogar forderten, aber im übrigen nur von sich hören ließen, wenn sie etwas brauchten und bei ihren wenigen flüchtigen Besuchen immer nur zu deutlich merken ließen, daß sie lieber gingen, als kamen. Ja, ich war ihnen allen gram, und nur ganz allmählich, als ich etwas näher in die Verhältnisse hineinsah, änderte sich meine Meinung. Es war Zufall, daß ich einige Wochen lang jeden Morgen mit dem Manne in der gleichen Elektrischen fuhr, und Zufall auch, daß wir fast immer nebeneinander saßen und so ins Gespräch kamen. Ich verhielt mich anfangs ziemlich ablehnend, denn ich hatte ja keine günstige Meinung über meinen Fahrtgenossen, den ich nur aus den Klagen seiner Frau kannte. Aber ich mußte doch vor mir selber zugeben, daß er eigentlich gar keinen ungünstigen Eindruck machte: Sauber, adrett, flink in seinen Bewegungen, sah er einen mit offenem intelligenten, freundlichen Gesichtsausdruck an. Schade, schade, mußte man unwillkürlich denken, daß der Mann solch ein Saufaus, Liederjan und Grobian sein sollte! Aber war er es wirklich? Eigentlich machte er mehr den Eindruck eines Spaßvogels und vielleicht auch Lustikus, der wohl allerlei Streiche verübt, es aber im Grunde nicht böse meint. Und dieser Eindruck festigte sich im Gespräch.

„Ja, das weiß ich wohl, daß ich nichts tauge und sie eine tüchtige Person ist," meinte er offenherzig, als ich einst ein etwas betontes Loblied seiner Ehegefährtin sang, „aber wenn sie einem nur nicht das Leben so zur Hölle machen wollte! Sehen Sie, ich bin Monteur, ich habe immer Arbeit, nehme eine Vertrauensstellung ein —also muß ich doch auch was können und was leisten, nicht wahr? Aber wenn ich nachhause komme, heißt es nur, ich sei ein Lump und Faulpelz, weil ich nicht immerzu Kisten schleppen und andere Lasten tragen will, sondern mich lieber ausruhen möchte, was ich doch schließlich nach einem Tage angestrengter Arbeit verdient habe. Wenn meine Frau mich freundlich darum anginge, würde ich es trotzdem tun, aber sagen Sie selber, würden Sie Lust haben, jemandem zu helfen, der nichts als Vorwürfe und Scheltworte für Sie hat und Sie dauernd vor jedem Fremden, der in den Laden kommt, herabsetzt und anfährt? Und wie es Alltags ist, so ist es Sonntags, wie es morgens ist, so ist es abends. Gewiß, ich bin ein Lustikus, ich habe nun einmal leichtes Blut, mag mich nach getaner Arbeit gern mal ein bißchen amüsieren. Das ist doch kein Verbrechen? Man kann doch nicht immer nur an Schuften und Zusammenraffen denken — es gibt doch noch mehr in der Welt? Wenn ich mir aber mal abends ein paar Freunde einlade zu einer Zigarre und einem Glas Bier, dann schimpft und zetert die Frau, ihre Gardinen werden angeräuchert und das teure Licht wird verbrannt und dergl. Als Folge davon geht man ins Wirtshaus, da kostet es natürlich mehr! Es wird gegessen und getrunken, und im Umsehen ist das Geld alle. Mir liegt garnichts am Wirtshaus, aber da bekommt man doch wenigstens freundliche Mienen zu sehen und keine Vorwürfe zu hören — so gut habe ich's zuhause nie! Und mit den Kindern macht sie es geradeso. Ich kann es ihnen nicht verdenken, daß sie sich so wenig wie möglich blicken lassen. Solange sie noch zuhause waren, ging das von früh bis spät mit Schelten und Klagen, was sie für Geld kosteten, für Arbeit verursachten durch ihre bloße Existenz, für die sie doch schließlich nichts können! Der Älteste ist ein heller Kopf, wollte sich gerne weiterbilden. Schlug er ein Buch auf, so hieß es, er solle den Firlefanz lassen und lieber Kistenholz klein hacken, stehle ohnehin nur dem lieben Gott die Zeit mit seiner Lernerei.

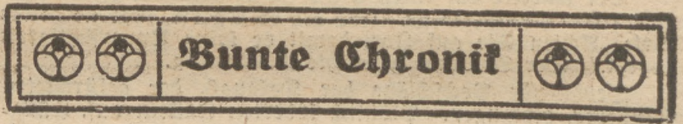
Gingen die Jungens zum Fußballspielen, wollten die Mädchen mit Altersgenossinnen eine Wanderung machen, ging ich mit den Kindern Sonntags spazieren oder trieben wir abends im Wohnzimmer allerlei Kurzweil — gleich waren die Vorwürfe da. Sie müsse von früh bis spät sich abrackern und plagen, und wir hätten nichts als Dummheiten im Kopfe — das war noch der gelindeste Vorwurf. — Nein, ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber ich meine dies: Meine Frau treibt Götzendienst mit ihrer Tüchtigkeit! Wir hätten auch zu leben, wenn sie nicht solch ein Hausdrachen und Arbeitsteufel wäre und dafür etwas fröhlicher und freundlicher! Sie klagt über ihr Los, aber ihr größter Feind ist sie selber, denn sie hat selber das Glück und die Gemütlichkeit aus dem Hause getrieben!"

Dies war, was mir der liederliche Mann der tüchtigen Frau so nach und nach erzählte und womit er mich nachdenklich machte. Denn ich mußte bald erkennen, daß er nicht übertrieb, hörte und sah ich doch in der Folgezeit so manches, was seine Angaben bestätigte. Und ich dachte und denke es jetzt so oft: Hat er nicht recht? Sind nicht so viele Frauen ihre eigenen, bittersten Feinde und zertrümmern ihr eigenes Ehe- und Familienglück? Es ist nicht getan mit der Tüchtigkeit allein, auch Freundlichkeit, Geduld und Herzensgüte müssen sich ihr zugesellen, wenn das Heim ein Heim sein soll und wenn das Familienleben, diese Wurzel des Volkstums, bestehen und gedeihen soll. Es genügt nicht, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Geduld, Liebenswürdigkeit um des Vorteils willen für Fremde zu zeigen, sie sozusagen anzulegen wie eine Berufstracht; Wohltun beginnt zuhause, sagt der Engländer und er hat recht. Nicht die spiegelnden Fußböden, die tadellos gekochten Mahlzeiten, die blütenweiße Wäsche, die wachsende Summe im Sparkassenbuch machen das Familienglück aus, so wichtig, notwendig und erfreulich dies alles für das Wohlergehen ist. Es muß auch Zeit und Platz, Wille und Verständnis für ein wenig Heiterkeit und Schmuck des Lebens, für Besinnlichkeit und Gemütswerte da sein. Was hier von einem eng begrenzten Einzelfall erzählt wurde, paßt auf viele Frauen im allgemeinen, mögen ihre persönlichen Verhältnisse, ihre Lebenskreise ganz andere sein. Mancher Mann wird ein Wirtshausgänger und Verschwender, weil er zuhause nichts als saure Mienen sieht; viele Kinder werden ihrem Elternhause entfremdet, weil Szenen und Auftritte dort an der Tagesordnung sind, oder sie haben kein inniges Verhältnis zur Mutter, weil diese nur schilt und fordert, aber nicht gibt und nicht versteht, und trotz ihrer Tüchtigkeit versagt, wenn es sich um das Wichtigste, das Seelische, handelt. Und viele Frauen, die über Vernachlässigung und Vereinsamung klagen, wissen nicht, daß sie sich dieses Los selber bereitet haben, weil sie allzu tüchtig und nur tüchtig waren und darüber vergaßen, was wir im Korintherbrief so wundervoll ausgedrückt finden in den Worten:

„Und hätte der Liebe nicht — —"

Denke darüber nach, liebe Schwester. Bist nicht vielleicht auch du — deine eigene Feindin?

Käthe Brustat-Schnedermann.



* **Die Polizei als Reklamechef.** In einer kleinen Stadt des Staates Minesota lebte die 16 Jahre alte schöne Helen mit ihren Eltern ein stilles und zurückgezogenes Leben. Da geschah es, daß das junge Mädchen bei einer der üblichen Schönheitskonkurrenzen den ersten Preis gewann. Und seither war Helen wie verwandelt. Sie wollte zur Bühne, zum Film gehen, sie wollte die Welt und die Männer im Fluge erobern. Die Eltern wollten hiervon nichts wissen. Und so blieb der Sechzehnjährigen nichts anderes übrig, als eines Tages durchzubrennen und ihr Glück allein zu suchen. Der gestrenge Vater verstand keinen Spaß, nahm die Hilfe der Polizei in Anspruch und verlangte von ihr, daß man die Entlaufene ins elterliche Heim zurückbringe... Helen wurde eingefangen. Sie wurde ins Revier vor den Polizeibeamten geführt. Sie tat entrüstet. Weinend und lachend erklärte sie: „Ich habe einen Schönheitspreis gewonnen, also, ich bin schön und noch dazu jung. Eben darum, ich werde zum Film gehen. Und Sie" — dabei lächelte sie dem Polizeibeamten verführerisch zu — „müßten, statt mich nach Hause zu schicken, mir zum Film verhelfen". Der Polizeibeamte hatte auch Einsehen und versprach ihr, sein Möglichstes zu tun. Er benachrichtigte einen Pressephotographen, und der erste Schritt zur Filmherrlichkeit, das Photographiertwerden, sollte nun in Szene gesetzt werden. Der Photograph erschien, behauptete aber, daß zu solch einer Aufnahme weder das Revier noch die Straße geeignete Plätze seien. Was tun? Helen fing zu weinen an. Da kam dem Beamten ein rettender Einfall. Er verständigte in aller Eile noch einige Presseleute, und dann stellte er der ganzen illustren Gesellschaft zwei Dienstautos zur Verfügung. Die „schöne Gefangene", zwei Polizisten und ihre übrigen Begleiter rasten in das Aufnahmeatelier. Nach Beendigung der Aufnahmen unterschrieben alle Anwesenden eine Bittschrift, in der der hartherzige Vater ersucht wurde, seiner Tochter mehr Freiheit zu gewähren. Helen blieb weiter in Polizeigewahrsam, und diese selbst in Amerika ungewöhnliche Photographie machte den Rundgang durch die Zeitungen. Und das Resultat? Helen unterschrieb bald darauf einen ausgezeichneten Filmvertrag. Die Polizei als Reklamechef hatte vortrefflich gearbeitet.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.